

# I M S P I E G E L D E R Z E I T

---

## In der Nachfolge Johann Michael Sainers

Magnus Jocham im Urteil unserer Zeit

Von Hochschulprofessor Dr. Friedrich Zöpfl, Dillingen

### *Corde creditur*

Mit dem sorgfältig und liebevoll vorbereiteten Buch „Magnus Jocham. Johannes Clericus. 1808—1893“<sup>1</sup> lenkt Domkapitular Johannes Zinkl unsere Aufmerksamkeit auf eine nahezu vergessene Persönlichkeit der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Verloht sichs, sich mit einer Persönlichkeit zu beschäftigen, die sich selbst als Obskuranter, als Mann im Schatten, bezeichnet hat? Hat Magnus Jocham der Theologie und Frömmigkeit neue Wege gewiesen? Hat er als Mensch den Durchschnitt überragt? Stand sein Lebensschicksal unter einem tragischen Stern? Niemand wird diese Fragen mit Ja beantworten, und auch Domkapitular Zinkl widersteht, was als besonderer Wert des Buches gerühmt werden darf, der Versuchung aus Magnus Jocham mehr zu machen, als er tatsächlich war.

Sein *Lebensweg* war geradlinig und einfach. In einem Allgäuer Bauernhaus, das fest auf dem Grund des Väterglaubens und der alten Sitte stand, wächst er auf. Als Einserstudent durchläuft er das Gymnasium in Kempten. Mit brennendem Eifer und ernster Gewissenhaftigkeit bereitet er sich in München auf das Priesteramt vor. Ein paar Jahre ist er Kaplan in seinen Allgäuer Bergen, ein paar Jahre eifriger Pfarrer. 1841 wird er, nachdem er sich durch eine brauchbare Makariusübersetzung etwas in der Öffentlichkeit bekannt gemacht hat, Professor für Moraltheologie am Freisinger Lyzeum. 37 lange Jahre verwaltet er mit immer gleichem Eifer sein Lehramt. Dann lebt er noch 15 Jahre im Ruhestand, um als 85jähriger still und sanft aus der Welt zu

scheiden. Wohl war auch dieser Lebensweg nicht ganz ohne Dornen und Steine. Aber was Jocham auf seiner Fahrt durch die Welt Widriges begegnete — Krankheiten, Tod lieber Angehöriger und Freunde, Ärgerlichkeiten im Beruf und mit sich selbst —, wem begegnet das nicht? Aufs Ganze gesehen konnte sich Magnus Jocham zu den Bevorzugten unter den Kindern Evas zählen, und er hat es am Abend seines Lebens auch in dankbarer Ergriffenheit gestanden, daß ihm „der gütige Gott Barmherzigkeit erwiesen hat von Kindesbeinen an bis in sein Greisenalter“.

Daß er so wenig gestört seinen Weg durch die Welt gehen konnte, das verdankte er nicht zum mindesten seiner *Wesenart*, der alles Überlaute, Überheftige, Schroffe fremd war. Gewiß war auch er — Gott sei's gedankt! — nicht leidenschaftslos. Er konnte im Eifer für eine heilige Sache bisweilen auch rote Wangen bekommen und von der Kanzel herab kleine Blitze schleudern. Aber solche Gewitter verzogen sich in der Regel rasch und aus seinen Augen strahlte bald wieder die schöne Harmonie, auf die sein Inneres gestimmt war und die ihm manchen Freund gewann. Wer hätte einen so kristallklaren, anspruchslosen, hilfsbereiten, treuen, herzensfrommen Menschen nicht lieben sollen? Mag er äußerlich auch etwas ungeschliffen und knorrig gewesen sein, sein Inneres war sanft und stille.

Und so war auch seine *Schriftstellerei*. Jocham war über die Maßen fleißig. Bereits als Expositus (ein wirklicher „Hinausgesetzter“!) von Hinterstein bei Hindelang hat er begonnen, Bücher zu schreiben, und erst als Gehirn und Augen gar nicht mehr mitmessen wollten, als 75jähriger, hat er das

<sup>1</sup> Freiburg i. Br., Verlag Herder, 1950 8°.  
268 S.

Schreiben eingestellt. Die Ernte seiner Lebensorbeit ist denn auch stattlich genug. 52 Nummern umfaßt das Verzeichnis nur seiner Druckschriften. Vieles, darunter eine Anzahl Priesterbiographien (von Sailer, Weber, Zimmer, Feneberg, Jais, Sambuga), blieb ungedruckt. Was Jocham seinen Zeitgenossen an Schriften vorlegte, war sehr verschiedenartig: Übersetzungen aszetischer und mystischer Schriften, Erbauungsbücher, wissenschaftliche Abhandlungen, Lehrbücher, Kritiken, Legenden, Sagen, Schildereien, Nekrologe; auch seinen eigenen Lebenslauf hat er beschrieben. Alles aber, was er schrieb, strebte *einem Ziele* zu. Jocham wollte, ähnlich wie Christoph von Schmid, mit dem er manches gemeinsam hat, die Menschen fromm und gut machen. Es ist im Grunde alles Erbauungsschrifttum, vermeint für Seelen, die schon bei Gott zu Hause sind und dort nur noch heimischer und glücklicher werden sollen. So haben die Menschen seine Worte auch aufgenommen, dankbar und freundlich. Nur ganz selten gab es ob einer Äußerung Jochams eine Aufregung in beschränkter Öffentlichkeit, so als er einmal zu erweisen unternahm, daß der Geistliche, was er am heiligen Dienst verdiene, lediglich zur Nutznießung habe und darüber nicht wie über Eigentum anderer Herkunft verfügen könne. Das erschien sogar dem Münchener Erzbischof Lothar Anselm Freiherrn v. Gebsattel als „bedenklich rigoristisch“. Auch Jochams wissenschaftliches Hauptwerk, seine dreibändige Moraltheologie, hat, obgleich es nach dem Urteil der Fachkundigen in Ausgangspunkt, Ziel und Methode nicht ungeschickt war, wenig Widerhall gefunden.

Jocham ist, stehe man ihm noch so wohlwollend gegenüber, keine bahnbrechende, schöpferische, in die Zukunft weisende Persönlichkeit gewesen. Und dennoch ist es zu begrüßen, daß die Menschen von heute, die Geistlichen besonders, durch Domkapitular Zinkls Buch zu dieser Jüngerseele hingeführt werden. Denn Jocham trug ein Gut im Herzen, das mancher Große in Kirche und Welt nicht besaß, das dem Menschen des 20. Jahrhunderts beinahe ganz

abhanden gekommen ist und das ihm kein technischer, kein sozialer und auch kein wissenschaftlicher Fortschritt ersetzen kann, jene stille Friedsamkeit, die ein Widerschein der Sabbatruhe Gottes ist, dem Jocham in kindhaft-schlichter Frömmigkeit diente. Nicht Geistesschärfe war Jochams Begabung und nicht Gedankenfülle und nicht Organisationskraft, sondern *Frömmigkeit*. Seine Frömmigkeit aber war, wie die der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts überhaupt, im Wesen das Erbe der durch das Tridentinum eingeleiteten und im Barock voll ausgereiften kirchlichen Kultur des 17./18. Jahrhunderts. Allerdings war diese barocke Frömmigkeit durch die Aufklärung, die Jocham selbst nur mehr ganz schwach berührte, ihres Überschwangs entkleidet, vereinfacht und auf das Wesentliche hingeordnet worden. Außerdem war sie unter dem Einfluß der Empfindsamkeit des späteren 18. Jahrhunderts innerlicher, persönlicher, subjektiver geworden, sie hatte etwas von der Gottseligkeit im Sinne Speiners und Franckes angenommen. Viel verdankte Jocham der schwäbischen Erweckungsbewegung des frühen 19. Jahrhunderts, der ihre Gegner den Namen Aftermystizismus angehängt haben. Jocham wurde mit ihr schon als Student bekannt und hat sich wie Sailer immer schützend vor sie gestellt, ohne freilich ihre Auswüchse und Unarten zu billigen. Der eigentliche Lehrmeister seines inneren Lebens wurde aber Johann Michael Sailer. Jocham war nicht zu Füßen des gefeierten Lehrers gesessen. Aber er wurde in den Münchener Studienjahren mit seinem Geist vertraut durch Lehrer und Vorgesetzte, die Sailers Schüler und Freunde waren und die ganz in seinem Geiste das junge Theologengeschlecht erzogen, Allioli, Amann, Buchner, Mall, Georg Friedrich Wiedemann. Kaplan geworden, begegnete Jocham in den Pfarrern seiner Wirkungskreise Altdorf und Hindelang wiederum Sailerschülern, deren seelsorglicher Eifer und religiöse Innerlichkeit ihn noch enger an Sailer ketteten. Sailers *Theologia cordis* wurde die seine. Das Herz bestimmte seine Frömmig-

keit. Gott, Offenbarung, Gebote, Kirche, Liturgie wurden ihm Werte des Gemüts und als solche von ihm mit aller Wärme und Innigkeit gehegt. „Corde creditur“ steht über seiner wie über seines Meisters Sailer Frömmigkeit. Von dieser Theologia cordis von diesem beglückten Ruben in Christus, ließ Jocham nicht mehr, mochte sich auch die Welt um ihn nach Mitte des 19. Jahrhunderts immer rascher und entschiedener wandeln. Im Kampf gegen die aus dem 18. Jahrhundert stammende Oberherrlichkeit des Staates, auch in Fragen der Religion, erhob sich eine betont kirchliche Strömung, die von Görres und zunächst auch von Döllinger getragen wurde. Die Philosophie nahm die Wendung zu Materialismus, Naturalismus, Pantheismus. Die Ethik begann die Gewalt zu verherrlichen. Die Massen kamen in Bewegung, die große soziale Umwälzung kündete sich an. Verkehr, Wirtschaft, Kultur führten den Menschen von Heimat und Familie weg. Fragen von weittragender Bedeutung flammteten da auf und zwangen auch die katholische Theologie zur Überprüfung ihrer bisherigen Haltung, zu einer Neubegründung der alten Wahrheiten. Magnus Jocham aber hegte in seiner mönchisch bescheidenen Zelle auf dem Freisinger Domberg treulich und liebevoll die sanfte Flamme seiner Theologia cordis, als Gemüt und Gefühl bereits zum belächelten Kram aus biedermeierlicher Väterzeit geworden waren. Und die Studenten, die sich weit mehr als ihr alter Moralprofessor um die Stimme der Zeit kümmerten, langweilten sich bei seinen altärmlichen Vorlesungen.

Was wird unsere Generation, die junge wie die alte, zu Jocham sagen? Ich denke, sie wird sich ihn und seine Lebenserinnerungen und seine altfränkischen Schilde reien ganz wohl gefallen lassen, so wie man sich an Christoph v. Schmid und Kügelgen, an Richter und Waldmüller und Schwind und dem ganzen bescheiden-glücklichen

Vormärz erfreut. Im übrigen aber wird sie Jocham den Historikern überlassen, die mit ihm und seinen sanftmütigen Schriften eine Lücke in der noch immer ungeschriebenen Geschichte der Frömmigkeit ausfüllen können. Sicher ist Jocham heute eine vorwiegend geschichtliche Angelegenheit. Und doch möchte ich glauben, daß seine Theologia cordis keineswegs des Gegenwartswertes entbehrt. Gewiß läßt sich heute, wo der Erdkreis bebt und die human-christliche Existenz in ihren Grundlagen bedroht ist, nicht mehr mit schlichter Herzensfrömmigkeit im Stil Jochams auskommen. Aber ebenso gewiß auch nicht ohne sie. Auch dem Menschen der Mitte des 20. Jahrhunderts müssen die ewigen Dinge und ihre irdischen Gestaltungen ins Herz gebettet werden, sollen sie ihm im rasenden Wirbel der Geschehnisse nicht wie ein Wölklein entflattern. Fester als das Band des Wissens und des Glaubens und des Hoffens ist, wie uns auch der Apostel (1 Kor 13, 13) lehrt, das Band der Liebe. Was man in Liebe umfängt, wird ein Teil des Selbst und wird, wie Jochams Beispiel zeigt, nicht so leichtlich vom Wind der Meinungen entführt und vom Lärm der Straße und der Versammlungssäle totgeschrien. Und ebenso muß der Mensch der Gegenwart, mag er um vieles, vieles gescheiter und kühner und selbstbewußter geworden sein als der alte Jocham, doch zu der Urweisheit zurückfinden, daß die Kreatur vor Gott ein Kind ist und in Kindeslauten reden muß wie Jocham.

Von solchen Grundnotwendigkeiten her betrachtet ist das Lebensbild des „Obskuren“, das Domkapitular Zinkl aus Jochams eigenen Bekenntnissen geformt hat, durchaus zeitgemäß, und es kann jedem, mag er im Wissen und im Frommsein noch so weit über den braven Moralprofessor des 19. Jahrhunderts hinausgewachsen sein, zum Gewinn sein, wenn er sich mit diesem schlichten Gotteskind vertraut macht.